

Rezensionen

Autor(en): **Caviezel, Nott / Furter, Reto**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2010)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

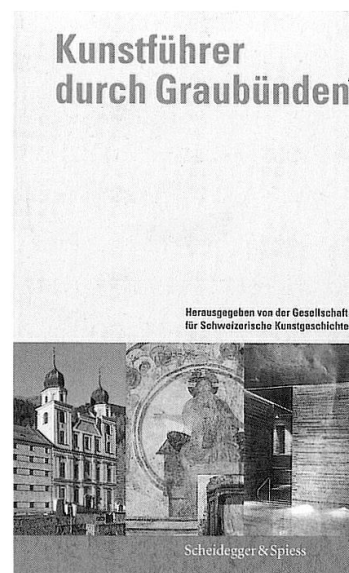
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen

Kunstführer durch Graubünden

Ludmila Seifert-Uherkovich, Leza Dosch. Kunstführer durch Graubünden. Hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte. Scheidegger & Spiess, Zürich, 2008. 390 Seiten, 52 farbige und 314 s/w-Abbildungen, 25 Planzeichnungen. ISBN 978-3-85881-216-2.

Es ist das Privileg der langlebigen Standardwerke, dass deren Besprechung auf sich warten lassen kann... Zu diesen auf Dauer angelegten Referenzpublikationen dürfen wir zweifellos den von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) herausgegebenen Kunstführer durch die Schweiz und im Besonderen den hier besprochenen Kunstführer durch Graubünden zählen. So wie das Leben an der Geschichte weiterstrickt, einmal niedergeschriebene Erkenntnisse von späteren Generationen wieder aufgegriffen und mit neuen Einsichten ergänzt werden, widerspiegeln sich im neuen Kunstführer auch seine Vorgänger. Wer das Buch in Händen hält, ist spontan ob seiner frischen Aufmachung erfreut und wird auch beim Blättern und bei der Lektüre nicht enttäuscht sein. Eingeweihte und an der Gattung der Kunstführer speziell Interessierte wissen, dass sich mit dem Band eine kleine kunstpublizistische Saga verbindet, die 1934 mit dem Erscheinen des von Hans Jenny noch allein bewältigten einbändigen Kunstführers der Schweiz begann. Nach dem Vorbild des von Georg Dehio geschaffenen Handbuchs der deutschen Kunstdenkmäler brachte Jenny auf 566 Seiten Dünndruckpapier «auf wissenschaftlicher Grundlage das gesamte schweizerische Kunstgut» zur Darstellung und ergänzte diese mit einem 168-seitigen Abbildungsteil. Der Kanton Graubünden erhielt 37 Seiten Text und 17 Abbildungen. Die vierte, teilweise überarbeitete, aber immer noch einbändige Auflage erschien 1945 unter der Verantwortung der GSK. 1971, 1976 und 1982 wurde dann in drei Bänden die von Grund auf neu bearbeitete fünfte Auflage publiziert. Der Sprung vom einbändigen zum dreibändigen Jenny war riesig, sowohl umfangmässig als auch inhaltlich und konzeptionell. Nach wie vor hatte der Kunstführer durch die Schweiz den Charakter des Handbuchs und im Rahmen des Möglichen auch eines auf Vollständigkeit angelegten Kurzinventars, nicht zuletzt, weil



die ebenfalls von der GSK verantwortete und seit 1927 erscheinende schweizweite Kunsttopographie (Die Kunstdenkmäler der Schweiz) noch nicht abgeschlossen war – und ist.

Einen ebenfalls grossen Sprung macht nun die völlige Neubearbeitung jener fünften Auflage zur jüngsten Ausgabe in vier Bänden, von denen seit 2005 drei erschienen sind. Mit ihren durchschnittlich gegen 1000 Seiten erinnern sie im rotem Gewand an ihre Vorgänger, präsentieren im Sinne einer «sanften Revision» eine inhaltlich doch sehr relevante und (typo)grafisch sinnfällige Überarbeitung. Der hier besprochene Kunstführer durch Graubünden ist im Grund ein aktualisierter und erweiterter Auszug aus dem zweiten Band dieser jüngsten Ausgabe des Kunstführers durch die Schweiz. Auf den Texten der Ausgabe 1971 basierend, zeichnen Ludmila Seifert-Uherkovich und Leza Dosch als versierte und zuverlässige Autoren. Der Historiker Georg Jäger steuerte eine konzise Einführung in die Geschichte des Kantons bei.

Der Kunstführer ist in fünf Teile gegliedert: Nordbünden, Mittelbünden, Oberland, Engadin und östliche Nachbartäler, Südtäler. Innerhalb dieser Abschnitte reihen sich die Ortschaften in geografischer Folge zu sinnvollen Itinerarien. Damit lässt sich eine Kunstfahrt ebenso gut vorbereiten wie durchführen. Der klare Umbruch und die dienlich hierarchisierte Typografie lassen leicht die einzelnen Gemeinden und die politisch zugehörigen Fraktionen auffinden. Innerhalb des zweiseitigen Lauftextes sind die wichtigen Objekte in roter Schrift ausgezeichnet, sehr bedeutende zusätzlich mit einem Asterisk versehen. Bei Chur, Davos, Flims, Ilanz, Poschiavo, Roveredo, Scuol und St. Moritz erleichtern Ortspläne das Auffinden einzelner Bauten. Am Schluss des Bandes finden sich ein Glossar zu Fachausdrücken und ein alphabetisches Orts- und Künstlerregister. In kurzweiliger Art sind 314 schwarzweiss-Fotos und 25 Planzeichnungen im Text verteilt. In Ergänzung dazu sind überdies in lockerer Folge vier Seitenblöcke mit Farbfotos eingeschoben. Anregend und lehrreich sind die insgesamt vierzehn kurzen Einführungen der Autoren zu bestimmten kunst- und architekturgeschichtlichen Themen, die für den Kanton charakteristisch und bedeutsam sind – von der karolingischen Kunst bis zur Gegenwartsarchitektur.

Seinem Zweck folgend, entspricht das Konzept des Führers einer nachvollziehbaren Stringenz und überzeugt im Zusammenspiel seiner vielen Einzelemente. Neben den konzeptionellen und grafischen Vorzügen bietet der Band aber vor allem die aus dem Hause GSK gewohnt verlässliche Information. Erstmals sind im

Kunstführer systematisch, aber in der Auswahl der Objekte auch wertend das 19. und 20. Jahrhundert aufgearbeitet und angemessen berücksichtigt. Dies hat zur Folge, dass neben den «klassischen» Kunstdenkmälern nun beispielsweise auch Gewerbe- und Industriegebäude oder Verkehrsbauten aufgenommen wurden. Bauten der Moderne und der Nachkriegsmoderne, aber auch Architekturen der jüngsten Zeit sind mit teilweise bedeutenden Werken vertreten. Natürlich fehlen die international bekannten Architekten der Gegenwart und ihre in Graubünden errichteten Bauten nicht. Es ist ein besonderes Verdienst des Führers, dass auch regional und lokal qualitätsvolle Architektur von Urhebern mit weniger klingenden Namen Aufnahme gefunden haben. Wie für vergangene Epochen, macht schliesslich auch für die Gegenwart die Vielfalt an künstlerischen Äusserungen den kulturellen Reichtum des Kantons aus. Blättert und liest man im Kunstführer durch Graubünden, wird einem dieser Umstand unmittelbar gewahr. Im Einzelnen gäbe es am Führer die eine oder andere Kleinigkeit zu bemängeln, doch sind sie angesichts der grossen Leistung des Unternehmens seit dem «Jenny» von 1934 nicht der Rede wert. Schade ist, dass angesichts des enormen Aufwands, den die Herausgeberin GSK, die Autoren, Redaktion und Grafik betrieben haben, die Druckqualität bei den Farbabbildungen zu wünschen übrig lässt. Dessen ungeachtet sei der Führer Einheimischen und Touristen, Fachleuten und Liebhabern wärmstens empfohlen.

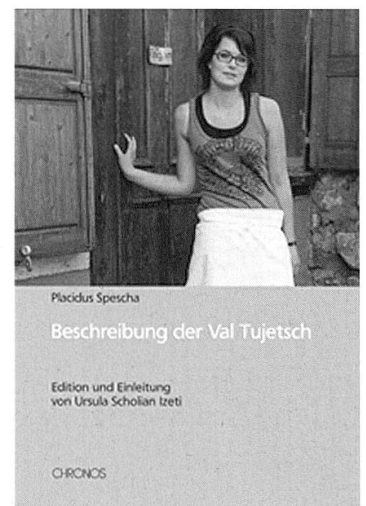
Nott Caviezel

Placidus Speschas «Tawätscherthal»

Placidus Spescha. Beschreibung der Val Tujetsch (1806). Edition und Einleitung von Ursula Scholian Izeti, Fotos von Lucia Degonda. Chronos Verlag, Zürich, 2009. 384 Seiten. ISBN 987-3-0340-0994-2

Giuli Battesta Spescha, 1752 in der Surselva geboren, erlebt nach seinem 250. Geburtstag ein Revival, was seine Schriften betrifft. Nach dem Besuch von höheren Schulen in Chur und in den Klöstern von Disentis und Einsiedeln kehrte Spescha als Pater Placidus nach Disentis in die Abtei zurück. Seine zahlreichen Manuskripte – zum Teil sehr umfangreich – wurden, abgesehen von einer Edition zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Friedrich Pieth und Karl Hager, kaum veröffentlicht und sind in Archiven in Chur und Disentis zu finden. Das war, schemenhaft skizziert, die Ausgangslage für Ursula Scholian Izeti, die sich dem Pater und seinen Texten auf dem Nebenweg über eine forsthistorische Diplomarbeit an der ETH Zürich erst näherte und nun mit der vorliegenden Publikation ein weiteres unveröffentlichtes Spescha-Manuskript aus dem eben erst beginnenden 19. Jahrhundert ediert. Das verdient Respekt und eine dankende Anerkennung, denn eine umfassende Diskussion über historische Quellen kann erst erfolgen, wenn diese einem breiten Publikum überhaupt zur Verfügung stehen – und das tun sie jetzt.

So – oder zumindest ganz ähnlich – setzte vor wenigen Jahren eine Rezension im Bündner Monatsblatt der beiden ersten von Ursula Scholian Izeti edierten Schriften von Placidus Spescha ein. Damals schrieb ich, Scholian Izeti habe mit ihren Editionen verschollene Publikationen aus dem Alpenraum in eine Forschungsdiskussion eingebracht, die von Historikerinnen und Historikern seit einigen Jahren engagiert geführt wird. Das Interessante an Speschas Texten ist nämlich – abgesehen natürlich von ihrem Inhalt selbst – ihre, wenn man so will, intellektuelle Abgesondertheit, unter der sie überhaupt entstanden. Spescha schrieb Texte über seine alpine Heimat in der obersten Surselva, weitgehend isoliert von den städtischen Gelehrtenzirkeln, ja weitgehend isoliert selbst von den Bündner Aufklärern. Speschas aufklärerische Haltung in Teilen – denn das war sie tatsächlich – kontrastiert mit schier spätbarocken Auffassungen und Formulierungen: «Man würde vieles hier bey seits gelegt haben, wenn der erste Theil dieses Werkes vor diesem zweyten erschienen wäre; allein weil dieses nicht geschach, muss hier vieles Deütlichkeit und Vollständigkeit halber beygesetzt werden».



Spescha wusste, dass sich um ihn herum etwas bewegte, er schien wohl schon zu spüren, dass sich immer mehr Menschen von ausserhalb der Berge eben für diese Berge zu interessieren schienen, aber er kam kaum in Kontakt mit ihnen, ungewollt. Wiederholt versuchte er nämlich, seine Texte aus der Surselva im «Neuen Sammler», dem Bündner Sammelbecken für aufklärerische Schriften, zu veröffentlichen – erfolglos. Waren diese Texte vielleicht alle Teil eines Grösseren? Wir wissen es nicht mit Bestimmtheit, auch wenn uns die Editorin Scholian Izeti Teil um Teil des Ganzen präsentiert und dabei wohl selbst nie so ganz weiss, auf welche Kostbarkeit sie als nächstes stossen wird.

Dass sich die Editorin von bisher zwei Spescha-Werken mit Interesse und Geschick bewegt, hat sie bewiesen – und mit der vorliegenden dritten Edition «Beschreibung der Val Tujetsch» von Placidus Spescha eindrücklich bestätigt. Wieder geht es um eine bisher nur in Fachkreisen bekannte Landesbeschreibung des «Tawätscherthals», wie Spescha selbst schrieb. Das Manuskript von ihm wird im Staatsarchiv Graubünden aufbewahrt. Spescha widmete seinen Text «Kaiser Napoleon», um dadurch «die Besitzungen des Klosters Disentis im Veldlin wieder zurück zu erhalten». Angekommen bei Napoleon oder nur schon in Frankreich ist sein Text indes wohl nie, weil Speschas Absicht schon im Kloster Disentis durchkreuzt wurde. Der Disentiser Klosterhistoriker Iso Müller bezeichnete Speschas Absicht viel später als «sonderbaren Einfall», in die Geschichte eingreifen zu wollen. Vielleicht war es allerdings weniger sonderbar als vielmehr, wie Scholian Izeti in ihrer Einleitung schreibt, schlicht ein aussichtsloses Unternehmen. Das wusste wohl auch Spescha selbst.

Sie wolle «keinen abgerundeten Kommentar» zu Speschas Text verfassen, schreibt Scholian Izeti in ihrer Einleitung. Ihre Absicht ist zur Kenntnis zu nehmen, wenngleich sie ihr Ziel glücklicherweise zumindest teilweise nicht erreicht hat. Als grosse Kennerin von Placidus Spescha und der Entstehung seiner Werke – als eine der ganz wenigen *nota bene* – umreisst sie ihren Gegenstand mit einer angemessenen, oftmals kritischen Distanz. Vor allem aber umkreist sie ihr Objekt, nämlich Placidus Spescha. Seit dem Erscheinen des ersten Textes, «Beschreibung der Alpen, vorzüglich der höchsten», schreibt Scholian Izeti implizit an einer Biographie von Spescha, indem sie ihn im Spiegel seiner Texte darstellt und seine Ansichten in die Zeit einordnet. Die Frage, ob eine solche auf Texte reduzierte Biographie legitim ist, stellt sich für Scholian Izeti gar nicht – sie schreibt keine explizite Biographie. Auch in der «Beschreibung der Val Tujetsch» zeigt sich Spescha

hin- und hergerissen von Wissen und Glauben, von Tatsachen und Überlieferungen. Das zeigt sich etwa bei seiner zurückhaltenden Betrachtung der Krankheiten im Tujetsch, die kontrastiert wird von einem Rundumschlag gegen die Tujetscher Frauen, die bei der Kinderpflege – zumindest wenn man Spescha glauben will – ziemlich alles falsch machten. Unabhängig von der Plausibilität seiner Kritik wirft Spescha damit einen wie stark auch immer gefärbten Blick auf den Umgang mit Kindern im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert in einem Bergtal. Spescha rät den Frauen, ihre Kinder zu impfen – glaubt aber nicht an den Erfolg seines Ratschlages, weil nämlich die hohe Kindersterblichkeit zwar vielleicht als moralisch verwerflich, aber sicher nicht als wirtschaftlich schädigend zu bezeichnen war. Das wiederum war auch dem durchaus ökonomisch – und gelegentlich sogar visionär – denkenden Spescha klar.

Der Visionär Spescha war es nämlich, der in raumplanerischer Weitsicht, wie man später dazu gesagt hätte, den Neubau eines «regelmässigen und wohlgebaueten» Dorfes in Form eines Rhombus auf der Ebene von Camischolas bei Sedrun plante. Er behielt, lange vor seiner Zeit, städtebauliche Aspekte wie Brandsicherheit und Hygiene im Auge, Hintergrund seiner Projektidee war aber eher die latente Lawinengefahr. Wie recht Spescha damit hatte, zeigte sich bei den verheerenden Lawinenniedergängen von Selva und Rueras wenige Jahre später. Dass Spescha selbst nie an seine Vision glaubte, wenn er davon schreibt, dass er «vieles, ja ganz überflüssig von dieses nie zu Stand kommen werdendes geschrieben» habe, ist eine ironische Randbemerkung und für Speschas Hin- und Hergerissenheit symptomatisch. Auf den nächsten Teil im Spescha-Gesamtwerk dürfen wir jedenfalls bereits jetzt gespannt sein.

Reto Furter

